

„Wir brauchen keine Schnuller-Technologie“

Interview. IT-Ethik-Vordenkerin Sarah Spiekermann-Hoff setzt sich seit Jahren dafür ein, schon im Design neuer Technologien ethische Fragen mitzudenken. Andernfalls entstehe „Schnuller-Technologie“, die Konsumenten entmündigt, verärgert und letztlich negativ auf die Hersteller abfärbt. Die EU-Datenschutzgrundverordnung sieht die Leiterin des „Institute for Management Information Systems“ an der WU Wien folglich nicht als Hürde, sondern als Ansporn für Unternehmen, bessere Produkte zu bauen.

ZUR PERSON



© Foto Anna Rauchenberger

Univ. Prof. Dr. Sarah Spiekermann-Hoff leitet das „Institute for Management Information Systems“ an der Wirtschaftsuniversität Wien. Sie ist Autorin des Buchs „Ethical IT Innovation: A Value-based System Design Approach“ (Apple Academic Press Inc., 2015) und Co-Vorsitzende des ersten Standards für Ethik im IT-Design, den der weltweit größte Ingenieursverband IEEE derzeit entwickelt. Überdies hat Spiekermann-Hoff bislang rund hundert wissenschaftliche Artikel zu den sozialen und ethischen Implikationen von Computersystemen veröffentlicht und weltweit zu Ihrer wissenschaftlichen Arbeit vorgetragen. Sie wird regelmäßig von Unternehmen und Institutionen wie der EU oder der OECD als Expertin für Datenschutz, Electronic Privacy und Ethik in der Informationstechnologie beigezogen.

Compliance Praxis: Besitzen Sie immer noch Ihr iPhone?

Sarah Spiekermann-Hoff: Nein, ich habe jetzt ein CryptoPhone, bzw muss ich fairerweise sagen, es wurde noch nicht geliefert, das hätte ich vor einem Monat bekommen

sollen. Aber in der Tat verabschiede ich mich jetzt von meinem iPhone.

Zum Hintergrund: Vor einiger Zeit sind Sie an Ihrem Arbeitsplatz ins Auto eingestiegen, da teilte Ihr iPhone Ihnen ungefragt mit, wie lange Sie zu Ihrem Wohnort im Süden von Wien brauchen würden. Was hat Sie daran gestört?

In den AGB des iPhone steht, dass nur dann, wenn man die GPS-App benutzt, auch die Lokalisierung stattfindet und nur dann die Daten aufgezeichnet, gespeichert und genutzt werden. Allerdings wird in den AGB das „Benutzen“ der App so definiert, dass in dem Moment, wo die App als Icon am Startbildschirm erscheint, bereits eine Benutzung vorliegt. Es handelt sich hier also um eine sehr weit gefasste Definition des Wortes „benutzen“, außerhalb der gängigen Norm des Verstehens. Jetzt mag die Firma Apple mit diesen AGB zwar „legally compliant“ sein, sie hat mich aber als Kunde verraten. Deswegen werde ich die Firma Apple jetzt verlassen, zumindest was meine Location-Daten und die Nutzung ihrer Smartphone-Technologie angeht. Wenn eine Firma Compliance so lebt, dass sie ethische Grenzen überschreitet, hilft es ihr dem Kunden gegenüber überhaupt nichts, dass sie sich im rechtlichen Rahmen bewegt. Je mehr solche Dinge passieren, desto wütender werden die Kunden und desto geringer ausgeprägt fällt die Loyalität gegenüber Unternehmen aus.

Glauben Sie, dass der Durchschnittsnutzer genauso reagiert wie Sie?

Jeder Kunde ist an unterschiedlichen Punkten seines Konsumverhaltens sen-

sibel. Aus der Marktforschung ist allerdings bekannt, dass man den Kunden sehr ernst nehmen muss. Daher glaube ich nicht, mit meiner Skepsis allein zu sein. Der Wille eines Unternehmens, dem Kunden ein wertvolles und faires Produkt zu liefern, stellt letztlich ein ethisches Phänomen dar. Diese Grundhaltung geht über Compliance hinaus.

Andererseits werden durch die Auswertung von Nutzerdaten Dienstleistungen an die individuellen Bedürfnisse der Kunden angepasst. Ist das nicht angenehm?

Doch. Ein fairer Umgang mit meinen Location-Daten wäre doch gewesen, dass die Firma Apple sie tatsächlich nur dann aufzeichnet, wenn ich die App benutze. Die Firma Apple hat so viele Kunden, dass sie allein durch die Datensammlung bei echter Benutzung über genügend Daten verfügte, um den Dienst auch weiterhin auf die Kunden zuzuschneiden. Außerdem kann man die meisten Dienstleistungen gut auf Basis anonymisierter Daten zuschneiden, man muss nicht jeden einzelnen die ganze Zeit beobachten. In dem Moment, wo man das tut, wie im Internet heute üblich, erhält man zwar sehr ausgefeilte persönliche Profile. Nur habe ich noch nie einen Kunden getroffen, der zum richtigen Zeitpunkt, also vor seiner Kaufentscheidung, die richtige Werbung gesehen hätte. Große amerikanische Datenbrokeragenturen sollen für jede einzelne Person um die 40.000 beschreibende Elemente in Echtzeit vorhalten, die erlauben, soziopsychographische Profile zu erstellen. Realität ist trotzdem, dass darauf basierende Angebote häufig nicht



passen. Zumindest können wir das als Menschen lächelnd beobachten.

Wünschen Sie sich mehr Transparenz, was Ihre Daten betrifft?

Es ist kein Zukunftsmodell, dass irgendwelche Player, von denen ich noch nie etwas in meinem Leben gehört habe, in Echtzeit mein gesamtes Verhalten analysieren, mitschreiben und anderen verkaufen. Das ist ein kriminelles Geschäftsmodell, das sich außerhalb des europäischen Rechtsrahmens bewegt.

Die EU-Datenschutzgrundverordnung will den Datenschutz auf die Höhe des Digitalzeitalters bringen. Was halten Sie von diesem Gesetzeswerk?

Ich bin für dieses Gesetzeswerk sehr dankbar, denn es setzt einen gesetzlichen Impuls, bessere Technologie zu bauen. Automobilhersteller wie etwa Volvo machen sich zum Beispiel jetzt Gedanken, wie sie dezentral operierende Fahrzeuge konstruieren können. Dezentral heißt, dass alle Daten im Fahrzeug gesammelt und verarbeitet und nicht nach außen mit einem Netzwerk geteilt werden. Fahrzeuge wie das Google-Car gleichen Ihre GPS-Daten ständig mit dem Netz ab und sind damit abhängig von der permanenten Verfüg-

barkeit des Netzwerks. Ein dezentral operierendes Fahrzeug ist für meine Begriffe langfristig viel verlässlicher, hängt nicht von der Verfügbarkeit irgendwelcher Internet-Infrastrukturen ab und gibt dem Fahrer größere Kontrolle. Das sind alles Vorteile, die sich langfristig im Markt als durchaus vorteilhaft herausstellen können.

Handelt es sich hier schon um eine „ethische Maschine“ in Ihrem Sinn?

Das ist noch keine ethische Maschine. Eine solche entsteht, wenn der gesamte Entwicklungsprozess einer Technologie von einer Werthaltung durchdrungen ist. Heute fallen in diesem Prozess nichtfunktionale Anforderungen an technische Systeme wie Sicherheit, Privacy oder Kontrolle hinten hinunter. Die Ingenieure haben nicht genug Zeit und Autonomie, um Werte in technische Produkte einzubauen. Daher arbeiten wir im weltgrößten Ingenieursverband, IEEE, gerade am neuen Standard P7000, dem ersten Governance Framework zur Erstellung ethischer Technologie. Dabei sind Themen wie Zeit, Perfektion und Qualität wichtig.

Um welche Werte geht es genau? Schon heute sorgen Assistenzsysteme für mehr Sicherheit im Auto, etwa indem der Fahrer zu einer Pause auf-

gefordert wird, wenn das System Müdigkeit registriert.

Es geht nicht darum, „Schnuller-Technologie“ zu bauen, wie sie aus dem Silicon Valley kommt. Die ethische Maschine hat mit dem Schnuller gar nichts zu tun. Ganz im Gegenteil setzt sie darauf, Selbstverantwortung, Wissen und Kontrolle der Menschen gegenüber der Technik zu steigern. Das kann durchaus bedeuten, dass wir aus Fahrzeugen Technik herausnehmen.

Das heißt, Fortschritt kann auch Selbstbeschränkung bedeuten?

Genau. Als Privatperson gibt es manchmal so einen Punkt, wo sich die Dinge totlaufen. Was man dann am besten macht, ist aufräumen, sich von ein paar Dingen trennen und mit einer gewissen Klarheit nach vorne gehen. Genau an diesem Punkt stehen wir in der IT.

IT-Systeme eignen sich auch sehr gut dazu, Menschen zu überwachen. Arbeitnehmer oder Bürger dürfen sich in Zukunft kaum mehr Fehlritte erlauben, denn sie kommen letztlich ans Licht. Eine positive Entwicklung?

Ich bin kein Freund der Überwachung. Nur in solchen Fällen, wo ein begründeter

Verdacht besteht, dass jemand ein Verbrechen begangen hat oder eines plant. In diesem Fall möchte ich nicht, dass der Datenschutz sich einer Überwachung in den Weg stellt. Daher besteht ethische Technikgestaltung darin, in 99,9 Prozent der Fälle Anonymität zu gewähren und im begründeten Einzelfall diese Anonymität aufzuheben. Technisch ist es schon heute möglich, in IT-Architekturen eine solche sogenannte Anonymity Revocation vorzusehen.

Vom Ausspruch „Wer nichts zu verbergen hat, hat nichts zu befürchten“ halten Sie wahrscheinlich wenig?

Das ist so ein doppelzüngiger Spruch, der auf den ersten Blick absolut einsichtig erscheint, auch mir – ich habe ja auch nichts zu verbergen. Die langfristige Sammlung von psychosozialen Profilen durch Akteure, die wir nicht kontrollieren können, wird aber zu unserem Schaden ausgenutzt. Ein Beispiel: Allein anhand Ihres Klickverhaltens im Netz lässt sich eine langfristige Analyse Ihres Gesundheitszustandes und Ihrer Psyche erstellen. Ergibt sich dabei ein Muster, das mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu hohen Krankheitskosten ab 50 führt, werden Sie Versicherungsprämien zahlen müssen, die weit über dem liegen, was im Vergleich mit anderen Mitgliedern Ihrer Altersgruppe oder Ihres Geschlechts fair wäre. Hier handelt es sich um keine Solidargemeinschaft mehr, die wir im (Sozial-)Versicherungswesen bisher gelebt haben. Die Problematik der

Internetüberwachung endet nicht bei dem oben zitierten Spruch. Es geht um die Verschiebung von Macht und einen fairen Umgang mit allen Menschen. Es darf nicht sein, dass Technologie dazu benutzt wird, Schwächen Einzelner systematisch zu erkennen, um sie dann auszunutzen. Das ist unfair.

Es scheint ja in Bezug auf die Datenkontrolle eine Asymmetrie zwischen sozial Starken und sozial Schwachen zu geben.

Die Elite kann sich leisten, CryptoPhones zu benutzen oder ein Sekretariat zu beschäftigen, das E-Mails beantwortet. Sie finden über sozial Starke weit weniger und weniger aussagekräftige Daten im Netz als von Otto Normalverbraucher, der seine Cookies nicht ausstellt. Mittlerweile sorgen schon Firmen wie reputation.com dafür, dass man keine Spuren im Netz hinterlässt.

China führt gerade einen „Citizen Score“ ein. Bürger werden anhand ihrer Aktivitäten in Sozialen Medien bewertet. Ist so etwas nur in autoritären Regimen denkbar?

Ich habe die Befürchtung, dass es auch bei uns Einzug halten könnte. Der naive Glaube daran, dass man die Vertrauenswürdigkeit eines Menschen wirklich anhand von Datenpunkten fair beurteilen kann, ist weit verbreitet. Als Wirtschaftsinformatikerin beobachte ich seit 20 Jahren in meinem Umfeld ein unglaublich naives Vertrauen in die Maschine. Hier kommt es zu einer Vergötterung eines goldenen Kalbs.

Sie haben ein Manifest „Wider den Transhumanismus“ mitverfasst, das kürzlich in der NZZ erschien. Spielen Sie darauf an?

Der Transhumanismus wächst zu einer massiven Bewegung heran – das war mir beim Schreiben des Manifests noch gar nicht klar. Mittlerweile werden in Schulen und Museen Kinder und Bürger darin unterrichtet, dass ihre Zukunft im Dasein als Cyborg zu sehen ist, dass das so kommen „wird“ und dass die künstliche

Intelligenz uns allen natürlich überlegen sein wird oder schon ist. Das ist der blanke Unsinn. Doch da so viele Menschen daran glauben, hat diese Nachricht hohes Potenzial, sich in gewisser Weise zu entfalten. In einer durchtechnisierten Gesellschaft verkümmert aber der Mensch mit seinen Fähigkeiten und Potenzialen als biologisches Wesen. Es gibt einen Punkt, wo sich der Nutzen neuer Technologien ins Negative dreht, unsere Konzentrationsfähigkeit, unser Verhalten, unsere Gemeinschaften und unser Leben nachteilig beeinflusst. Das passiert da, wo ich mich nicht mehr konzentrieren kann, wo ich Freunde nicht mehr sehe, wo ich leide, weil ich sonntagabends noch meine E-Mails beantworten muss, wo ich letztlich zu einem Wesen mutiere, das den strangulierenden IT-Systemen passiv ausgeliefert ist.

Wie könnte Technik aussehen, die nicht stranguliert?

Man muss sich vor allem über diese Art von Konsequenzen Gedanken machen und individuell – von Technologie zu Technologie anders – im Entwicklungsprozess berücksichtigen. Man könnte Smartphones so designen, dass man weniger abhängig wird von diesem Ding. Technisch lässt sich das heute schon realisieren. Auch bei der DSGVO wird es für Unternehmen darauf ankommen, wie sie sie leben. Ob sie angstgesteuert alles so umsetzen, dass sie irgendwie vor dem Gesetzgeber bestehen, oder das Regelwerk als Chance begrüßen, die Kontrolle über ihre Informationsflüsse zurückzugewinnen. Diese fehlt heute den Unternehmen am meisten. Unternehmen wissen nicht mehr, was sie wo wie verarbeiten. Die GDPR kann als Chance für ein Projekt begriffen werden, um wieder Klarheit zu schaffen. Das ist das Tolle, Positive an der GDPR! Das Schlimmste, was ich derzeit im Markt beobachte, sind Berater und Anwälte, die ihren Kunden erzählen, dass das ein ganz schreckliches Gesetz ist. Durch diese negative Haltung bestärken sie den Kunden darin, nur compliant zu sein, statt die Grundverordnung als eine Chance zu begreifen, bessere Produkte zu bauen.

Die Fragen stellte Klaus Putzer

